Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: 5 (1854)

Heft: 5

Artikel: Die oberländer Auswanderung

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-720585

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

als der erste Becher eingeschenkt wurde und aus der Flasche statt Wasser vom besten Weine hervorquoll. „O wie groß," riefen alle, „ist die Wunderkraft des heil. Florin!" Seit diesem Ereigniß soll jene Quelle den Namen tragen: „La fontana da S. Florin, inua l'laua s'müdet in vin"; daß ihr Wasser aber auch später noch in Wein sich verwandelte, ist uns wenigstens nie zu Ohren gekommen.

T.

Die oberländer Auswanderung.

Wenn urplötzlich und ohne besondere Veranlassung aus dem freundlichen Gelände des Vorderrheinthales nahe an 3 Prozent der Bevölkerung dem Boden der Väter Lebewohl sagt, um sich jenseits des Ozeans eine neue Heimath zu suchen, so mag ein ernsteres Nachdenken über Ursache und Wirkung einer so außerordentlichen Erscheinung nicht überflüssig erscheinen. Ich habe sie am 7. April vorbeiziehen gesehen die lange, zwei Tage andauernde Karavane, gesehen die Säuglinge im Schooße bekümmerter Mütter, gesehen das greise Silberhaupt ab dem Wiegenplatze des Vater Rhein, gesehen die schmucke Schaar von Jünglingen und Jungfrauen.

Ein Schmerzgefühl durchzuckte mein Inneres, vergleichbar jenem Weh, das schon Mancher von uns empfunden, als er draußen war in den weiten Ebenen, wo sich die Häupter unserer Berge schon längst in nebelgraue Ferne verloren. Es war mir als wären es Glieder von meinem Leibe.

Doch der die Vögel der Luft und das Gewürm der Erde gezählt, wird auch diese kühnen Wanderer unter seine väterliche Obhut nehmen, ihnen die Beschwerden der Pilgerfahrt erleichtern und wenigstens einen Theil ihrer Hoffnungen dort drüben in dem jungfräulichen Boden aufkeimen lassen.

Ein unwiderstehlicher Zug nach Reichthum und Glück charakterisirt die Bündnernatur überhaupt und so auch den Bewohner

des Oberlandes. Die Mittel und Wege, welche zu diesem Ziele zu führen versprechen, pflegt er nicht ängstlich abzuwägen. Verhältnißmäßig haben gerade diejenigen Mittel für ihn den meisten Reiz, worüber es am schwersten ist, sich Rechenschaft zu geben. Kein Wunder, wenn bei solcher Prädisposition das Contagium der Emigration auch die Anwohner des Vorderrheins ergriff. Scheint ja bald die Hälfte der europäischen Bevölkerung von dem immer mehr und mehr anwachsenden Strome fortgerissen zu werden.

Weniger leicht ist es, die speziellen, oder wenn man will, die lokalen Ursachen der Auswanderung anzugeben.

Schreiber dieses ist leider nicht im Falle, sich auf statistische Daten über Erwerbs- und Bevölkerungsverhältnisse zu berufen. Was ich diesfalls anführe, ist weiter nichts, als der Eindruck der Wahrnehmungen über unsere gesellschaftliche Lage.

Jedenfalls halte ich den Abschiedsgruß des **Amitg dil Pievel** gar zu pessimistisch, sofern er seinen scheidenden Landsleuten nachruft: „Glückliche Reise, an Graubünden könnt ihr wenig verlieren!“

Man möchte bald als Ketzer passiren, wenn man sich erkühnt, nicht miteinzustimmen in die allgemeine Jeremiade über Immoralität, über Irreligiösität, über Luxus, über Mangel an Fleiß und Sparsamkeit, über starke Zunahme der Bevölkerung und über die damit ursächlich zusammenhängende Armennoth. Es kann hier natürlich nicht in meiner Absicht liegen, alle diese Kalamitäten, welche von eint und anderer Seite als Beweggründe der Auswanderung ins Feld geführt werden, einer kritischen Prüfung zu unterwerfen. Inzwischen kann ich mich doch nicht enthalten, denselben einige wenige Betrachtungen zu widmen. Wissen wir auch, daß einzelne Gemeinden ob dem Walde vor der Pest des 16ten Jahrhunderts, welche bekanntlich ungeheuer viele Leute dahinraffte, ebensostark bevölkert gewesen, als sie es jetzt sind, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß im Allgemeinen eine Zunahme stattgefunden hat.

Daraus kann aber noch lange nicht auf Uebervölkerung geschlossen werden. Ich bin nicht geneigt, mit denjenigen Chorus

zu machen, welche bei jeder Heirath eines Proletariers aufschreien und die Zukunft voll Bettler sehen — aber auch jenem andern Extrem kann ich nicht huldigen, wonach die Kraft und der Reichthum eines Staates nach der Stärke der Bevölkerung bemessen wird. Auch hier anerkenne ich ein gewisses Maaß, welches ohne Beeinträchtigung der Gesammtökonomie nicht überschritten werden darf.

Man würde sich trügen, wenn man aus der Masse von Konkursen, welche zur öffentlichen Kenntniß gelangen, oder aus den vervielfachten Maßregeln über das Armenwesen einen wirklichen Nothstand herausdiagnostiziren wollte. Großentheils scheint mir diese Erscheinung von den veränderten gesetzlichen Einrichtungen unserer Tage herzurühren. Früher war das Armenwesen und das Geldstagwesen Sache der Gemeinden und Gerichte, jetzt dagegen ist es in den Bereich des Staates gezogen worden. Er muß davon Notiz nehmen.

Ich glaube nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß die Zahl der Unterstützten früher ebensogroß oder größer war als jetzt.

Aber auch in andern Beziehungen sprechen viele Thatsachen dafür, daß die Produktionsverhältnisse mit der Zunahme der Bevölkerung Schritt gehalten haben. Ich erinnere beispielsweise an die Aeufnung der öffentlichen Staats- und Gemeindsfonds, an die verbesserten Kommunikationsmittel, an die erweiterte Urbarisationslinie, an die erhöhten Güterpreise, an die aufgebesserten Arbeitslöhne und an die immer mehr zunehmende Gewerbsproduktion ꝛc. ꝛc.

Im Angesichte der stereotypen Klagen über ökonomischen Ruin erheischt es die Gerechtigkeit, diese faktischen Verhältnisse hervorzuheben.

Die Anschuldigung wegen Sittenlosigkeit und Abnahme des religiösen Sinnes finde ich nicht für begründet. — Sie sind übrigens so alt wie die Geschichte der Menschheit selbst. Ein Reich der Freiheit begründet ganz natürlich einen unaufhörlichen Kampf zwischen dem guten und bösen Prinzip. Stand es vor zwei Jahrhunderten besser um die Moralität, wo die Standesbehörden genöthigt waren, den Trägern der Kirche das Sitten-

gesetz zu diktiren, stand es besser um die Religion, wo die Konfessionen einander mit Feuer und Schwert verfolgten? Ward für die geistige und leibliche Wohlfahrt des Volkes besser gesorgt, wo die köstlichsten Kräfte in wilden Haus- und Landschaftsfehden aufgezehrt wurden? Wenn jetzt auf Kirchendienst und Kirchengeschenke weniger Zeit und Geld verwendet werden, so gebe ich zu bedenken, daß die Konkurrenz den Arbeiter und die gesteigerten Lebensbedürfnisse den Menschen anweisen, eine verhältnißmäßig größere Summe von Kräften auf die Befriedigung seiner leiblichen Bedürfnisse zu verwenden.

Uebrigens darf im Sinne der Vereinfachung ohne Gefährde der religiösen Pflichterfüllung schon noch weiter gegangen werden.

Man muß unterscheiden zwischen Menschlichem und Göttlichem in der Religion. Sowie das Letztere vom Standpunkte des Christenthums als ein Vollendetes dasteht, darf die fortschreitende Kultur auf das Erstere ihren Einfluß geltend machen.

Strenge sich die Kirche an, mit ihrer jüngern Schwesteranstalt, der Schule, Schritt zu halten, und werfe die jüngere Schule nicht alles über Bord, was die Kirche Ehrwürdiges und Heiliges aus dem Sturme der Jahrhunderte gerettet hat — arbeiten sie vereint und schwesterlich an der Aufgabe der Menschenerziehung — und die Klagen werden verstummen.

Ebenso übertrieben erscheinen mir die Klagen über Luxus, und über Mangel an Fleiß und Sparsamkeit.

Viele Familien gehen aus dem Grunde zu Grunde, weil sie es nicht verstehen, die Ausgaben nach den Einnahmen einzurichten; ich weiß, daß viele Leute übermäßige Ansprüche auf das Leben machen und lieber die Glieder im Schatten strecken, als sich der sengenden Hitze auszusetzen.

Alles das und noch vieles andere, was am Lebensmarke des Volkes zehrt, kenne ich, habe Beruf es zu kennen — aber ich gebe nicht zu, daß es hierin schlimmer geworden sei als es ehemals war.

Die Ausgaben für Luxusgegenstände und namentlich für Bequemlichkeiten und äußern Flitter sind größer geworden — keine Frage.

Aber wo sind die früher landesüblichen Schmaußereien und Trinkgelage bei Anlaß des Karnevals, bei Kirchweihfesten und bei Kreiswahlen; wo sind die dampfenden Töpfe und kreisenden Pokale der schönen alten Zeit hingekommen?

In jüngster Zeit hört man auch häufig von dem Druck der Reichen gegenüber den Armen reden. Das ist ein Thema, welches immer mehr die Aufmerksamkeit von kommunalen und kantonalen Behörden auf sich lenken wird, auf sich lenken muß.

Es ist traurig, daß ein Theil der Menschenkinder auf die Welt kömmt, wo bereits jeder Fußbreit Erde seinen Herrn hat, traurig, daß so viele Millionen Menschen darben müssen, wähandere Ihresgleichen in Ueberfluß leben. Auch diese materielle Ungleichheit wie jene moralisch-intellektuelle Ungleichheit findet im Reiche der Freiheit ihre natürliche Begründung. Ohne sie gäbe es keinen Fortschritt, ohne sie verlöre das Leben allen Reiz. Daß aber die Armen von den Reichen aus Gnade empfangen sollen, was ihnen von Rechtswegen gebührt, das, Ihr Herren Präsidenten, Ammänner und Landammänner zu Berg und Thal, ist kein Gebot der Freiheit, die da nicht bestehen kann, es sei denn auf dem Boden der Gerechtigkeit.

Möge es der Gegenwart vorbehalten sein, ein den Armen durch den Ausschluß von den Gemeindenutzungen und durch die Verruchtheit unseres Abgabensystems durch Jahrhunderte hindurch angethanes Unrecht zu sühnen, ein Unrecht, welches in meinen Augen allerdings als eine Quelle der Unzufriedenheit und Armuth anzusehen ist.

Wehe uns Bündnern, wenn auch bei uns ein sogenannter dritter Stand entstehen sollte, dessen Elend und Demoralisation von Vater auf Sohn und von Generation auf Generation sich forterbt.

Das Proletariat wirkt schädlich in Industrieländern — wo es in einem Lande mit einfachen Erwerbsverhältnissen zu einer Macht sich entwickelt, da ist es um die Gesellschaft geschehen. — Sehet Euch vor, Ihr Feinde des Sozialismus, daß Ihr keine Kommunisten pflanzt.

So gerne ich gelten lasse, daß diese der Reihe nach durch-

gemusterten Zustände geeignet sind, im Volke, und namentlich im befähigteren Theile desselben eine gewisse Mißstimmung zu erzeugen, so scheinen sie mir doch nur die entferntern Motive des ernsten Ganges zu sein. Das nächste ursächliche Moment finde ich an meinem Orte in der Kartoffelkonjunktur, unter deren Einfluß wir zur Zeit leben.

Bekanntlich hat sich die Kartoffel erst seit dem Hungerjahre 1817 in unsern Bergthälern recht heimisch gemacht. Der verhältnißmäßig starke Ertrag, die Reichhaltigkeit an Nahrungsstoff, die unkostbillige Bewirthschaftung und besonders ihr leichtes Fortkommen in Bodenarten und Höhen, wo die heimische Gerste nicht mehr gedeiht, diese Eigenthümlichkeiten waren sehr geeignet, um der Kartoffel Kredit zu geben.

Daß diese Frucht nicht ohne Beeinträchtigung anderer Kulturen zu dem Grade von Ausdehnung kommen konnte, ist leicht zu begreifen. Es ist nicht nur der Fall, daß um so weniger Korn gepflanzt worden wäre — die starken Erdäpfelerndten mußten mit der Zeit auch die Produktionskraft der Felder schwächen.

Nachdem die Kartoffel bei Groß und Klein den Ehrenplatz unter den Alimenten eingenommen und nahe an ein Vierteljahrhundert zu behaupten gewußt, war die Erschütterung vorauszusehen, welche der Gesammtökonomie von einer namhaften Mißerndte dieses so unentbehrlich gewordenen Subsistenzmittels bevorstand.

Etwelche Verbindungen zwischen dem Oberlande und Schwaben haben seit den Zeiten, wo sich Rhätien hinaberstreckte bis zum deutschen Meere, immer bestanden.

Aber die Kinder, welche seit der Dauer der magern Jahre dahin abgesetzt, und die Malter Getreide und Mastgäule, so von daher sind bezogen worden, haben ein früher nie erlebtes Zahlenverhältniß erreicht.

Hauptsächlich sind es die kleinen Bauern, Handwerker und Taglöhner, welche in Folge vermehrter Anstrengung für Befriedigung ihrer leiblichen Bedürfnisse an der Theurung schwer zu tragen bekommen, wogegen der stärkere Landbesitzer sich ganz

gut dnrch die gleichzeitigen hohen Viehpreise schadlos zu halten wußte.

Was vielleicht in letzter Linie das ökonomische Mißbehagen der genannten Volksklasse zum Entschlusse der Auswanderung herangereift hat, dürfte in dem Umstande zu suchen sein, daß durch die Rückkehr des Hrn. Alt-Kantonsthierarztes Jagmet die frühere Meinung, als müsse der Emigrant dem Vaterlande unbedingt entsagen, ein gutes Theil ihrer Schreckhaftigkeit verloren hat.

Wenn wir bedenken, wie schwer es den Ausgewanderten gewesen wäre, ihre peinliche Lage hier unverbösert zu erhalten, und wie verhältnißmäßig leicht es namentlich der Mehrzahl derselben sein dürfte, drüben in befriedigendere Lebensbedingungen zu kommen, so können wir nicht nur wünschen, sondern auch hoffen, daß ein guter Stern und ein gesundes Gefühl ihre Entschlüsse geleitet haben.

So viel in Rücksicht auf die Materie der Auswanderung. Zum Schlusse noch ein paar Betrachtungen über den ökonomischen Effekt der Auswanderung auf das Mutterland oder die Zurückgebliebenen.

Die Bevölkerung hat um so viel abgenommen, das ist nicht in Abrede zu stellen, und das mag zumal diejenigen beruhigen, welche an die Wirklichkeit einer Uebervölkerung glauben.

Man wird aber gut thun, sich nicht allzusehr auf diese Aderlässe zu verlassen.

Es ist schon oftmals ausgesprochen worden und die Geschichte scheint den Ausspruch zu bestätigen, der da lautet: „In dem Maße die Menschen abgesetzt und verbraucht werden, pflegt ihre Reproduktion zu erfolgen.“

Wissen wir ja, mit welcher Kraft nach Kriegen und Sterlleten die Bevölkerung zugenommen hat. — Im benachbarten Glarus, wo die Auswanderung seit den 40ger Jahren ganz großartig betrieben worden ist, wachsen, wie mich ein aufmerksamer Beobachter versichert hat, für jeden Kopf, den man an Amerika abgegeben hat, jeweilen zwei andere Köpfe nach.

Was ist von der Arbeitkraft und dem Kapitale zu halten,

woran das Oberland ärmer geworden ist? Diese Frage hängt zum Theil mit den Motiven der Auswanderung zusammen. Nirgends zeigt sich der Werth der Arbeit und des Kapitals deutlicher als in Amerika, dessen schnelles Aufblühen großentheils dem Einflusse dieser zwei Faktoren des Reichthums zu verdanken ist. Wenn auch die Bedingungen für eine gewinnreiche Aktivität der Arbeiter und des Kapitalvermögens, wenn die Reproduktion, die Gewerbs- und Handelsproduktion in Amerika zehnfach günstiger sind als hiezuland, so liegt in dem Abflusse der Bevölkerung und im Export des Kapitalvermögens immerhin eine Schwächung der Gesammtkraft, und dies um so mehr, als die Emigranten nicht eine entsprechende Zahl von arbeitsunfähigen Individuen mitgenommen haben.

Ich darf diese Betrachtungen nicht weiter spinnen, indem ich schon längst das Maaß überschritten habe, das ich mir anfänglich gesetzt hatte. Ich übergehe daher mit Stillschweigen das besorgte Sinken der Güterpreise, die Vor- oder Nachtheile mit Bezug auf Benutzung der Gemeindegüter, die vermehrte Nachfrage nach Arbeit ꝛc. ꝛc.

Soweit es mir gelungen ist, mir über das Auswanderungswesen eine Ansicht zu bilden, könnte ich der Begünstigung der Auswanderung von Staats- und Gemeindswegen, und wäre es auch nur durch Kreirung von Agenturen, im Allgemeinen nicht das Wort reden. Ich könnte aber auch nicht zu erschwerenden Maßregeln rathen. Jedes Interveniren ex officio scheint mir gleich unklug.

In frühern Zeiten glaubte man die Kriegsdienste — es war auch eine Art Auswanderung — mittelst Kapitulationen begünstigen zu sollen — die Vorsichtsmittel haben selten etwas genüzt. In jüngster Zeit scheint man in das andere Extrem gefallen zu sein, und zwar aus Gründen der Nationalehre. Diese zu retten genügt, daß sich der Staat nicht darein mischt.

Die Bewegungen der Menschen unterliegen wesentlich den gleichen Naturgesetzen wie diejenigen der Waaren.

Im Handel huldigen wir dem Prinzipe der freien Konkurrenz — dort verschmähen wir den Schutz und die Prohibition.

Laßt uns im Auswanderungswesen die gleiche Politik beobachten. Die staatliche Fürsorge wird in dem Maaße überflüssiger, als die Reisemittel immer sicherer werden und als bereits eine Menge von Anknüpfungspunkten bestehen. — In einer möglichsten Pflege der freundschaftlichen Beziehungen zwischen der Schweiz und der Schwesterrepublik Amerika's erblicke ich den natürlichsten und wirksamsten Schutz, den wir uns selbst und den Auswanderern sichern können. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß es nicht Umstände geben könne, wo Gründe der Billigkeit und Humanität eine Unterstützung der Auswanderer rathsam erscheinen lassen.

So lohnte es sich der Mühe, zu untersuchen, ob es in Fällen ausgedehnter Verwüstungen einer Landschaft durch Naturereignisse nicht ebenso angemessen wäre, den Heimgesuchten im Centrum von Amerika Ländereien zu kaufen, als sie mittelst unverhältnißmäßiger Hülfsgelder gegen die nimmermüde Gewalt der Elemente zu schützen.

Mit den 16 Millionen Franken, womit der Bund an den Korrektionen des Rheins und der Juragewässer sich zu betheiligen versucht sein wird, könnte man in Amerika ja jedem Schweizerbürger 50 Juchart Land kaufen.

Nachstehende Tabelle soll eine Uebersicht geben über den letzten Transport.

Tabellarische Uebersicht der oberländer Auswanderer vom 7. April 1854.

Gemeinde.	Familienzahl.	Zahl der Köpfe.	arbeitsfähig.	arbeitsunfähig.	Kinder.	Greise.
Tavetsch	5	45	22	23	22	1
Disentis	1	8	5	3	3	
Medels		3	3			
Somwix	2	50	45	5	5	
Truns	2	36	27	9	9	
Schlans		1	1			
Andest	1	2	2			
Brigels		2	2			
8 Gemndn.	11 Famil.	147 Köpfe	107	40	39	1

Hier ist der Transport vom vorigen Jahre, welcher an 40 Personen stark war, nicht inbegriffen.

Diese Daten sind blos das Ergebniß meiner mündlichen Erkundigung, können somit keinerlei offizielles Gepräge an sich tragen.

A.